

ein Gnadengeschenk hält, der wird sich hüten, von vornherein über irgend einen andern abzusprechen, dem dieses Geschenk nicht, vielleicht noch nicht, zuteil ward. Davon, ob einer glaubt und was einer glaubt, wird natürlich auch abhängen, ob er zu den Dienern des Gottes, den Jesus Christus Seinen Vater nannte, ein engeres oder lockeres Verhältnis hat. Der diabolische Haß aber, der gegen diese Gottesdiener aus Haß gegen diesen Gott in der Hitler-Zeit gesät wurde, der wird heute wohl von allen Menschen, die guten Willens sind, mit letzter Entscheidung abgelehnt; damit will kein anständiger Deutscher mehr das Geringste zu tun haben. Ganz

genau im gleichen Sinne und aus dem gleichen Grunde ist der diabolische Judenhaß, der Antisemitismus, eine Haltung, die der anständige Deutsche zu scheuen hat wie die Pest; und vollends der Christ. Denn der Christ glaubt an das Wort, das der lebendige Gott zu Abraham und zu seiner Nachkommenschaft gesprochen hat: Ich segne, die dich segnen, und die dich verwünschen, verfluche Ich. (Gen. 12, 3). Wie auch Christus dann zu den Aposteln und ihren Nachfolgern sprach: Wer auf euch hört, hört auf mich. — Wer die Jünger beschimpft, der schmäht den Meister; wer die Juden verleumdet, der lästert Gott.

3. Zur Erinnerung – Zur Warnung

Aus dem Adventshirtenbrief des Bischofs von Berlin, Kardinal Konrad, Graf von Preysing vom 3. Adventssonntag, 13. Dezember 1942.

Unser Hinweis auf den obengenannten Adventshirtenbrief von 1942 anlässlich des Abdrucks des Hirtenworts gegen Rassenhaß und für Wiedergutmachung vom 9. November 1949 (Rundbrief Nr. 7, S. 8/9) hat die Frage nach dem Inhalt dieses Adventshirtenbriefes ausgelöst und wir möchten ihn deshalb im Auszug bekanntmachen.

„Wie die letzten Grundsätze des Rechts nicht zeitbedingt sind, nicht Ausfluß völkischer Eigenart sein können, so kann das Recht und die Inanspruchnahme von Rechten und die Ausübung solcher Rechte auch nicht das Vorrecht eines einzelnen Volkes sein. Wer immer Menschenantlitz trägt, hat Rechte, die ihm keine irdische Gewalt nehmen darf. Es ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Menschheit, daß das Recht der Fremden sich immer mehr entwickelt hat, daß das Völkerrecht diese Rechte näher umgrenzt und festlegte. All die Urrechte, die der Mensch hat, das Recht auf Leben, auf Unversehrtheit, auf Freiheit, auf Eigentum, auf eine Ehe, deren Bestand nicht von staatlicher Willkür abhängt, können und dürfen auch dem nicht abgesprochen werden, der nicht unseres Blutes ist oder nicht unsere Sprache spricht. Ein deutscher Philosoph, der für Allzuvielen richtunggebend geworden ist, hat hier einen verhängnisvollen Einfluß geübt. Er stellte auf, daß für besonders veranlagte Einzelpersonlichkeiten und für hochbegabte Völker es ein Jenseits von Gut und Böse, ein Jenseits von Recht und Unrecht gäbe, daß sie frei seien, sich über all das, was Recht und Sittlichkeit gebieten, hinwegzusetzen; daß es ein ihnen zukommendes Recht sei, schwächeren Naturen und Völkern, die auf tieferer Kulturstufe stehen, ob wirklich oder vermeintlich, und nicht so viele Vorzüge aufweisen, jedes Recht zu nehmen. Und es hängt mit diesem furchtbaren System zuinnerst zusammen, daß dieser Philosoph wie kein anderer die Existenz

Gottes leugnet und damit eben auch die Existenz eines allgemein verbindlichen Rechtes.

Vor diesen Theorien muß ich euch, meine lieben Diözesanen, warnen. Gerade im Kriege, wo Macht gegen Macht steht, und Macht scheinbar alles vermag, stehen wir in Gefahr, das Recht gering einzuschätzen. Und doch kann nur durch die Anerkennung und Achtung des Rechtes für Alle eine bessere Zukunft, ein gerechter Friede begründet werden. Prüfen wir uns selbst, wie weit der Gedanke eines ewigen unwandelbaren Rechtes in uns lebt, wie weit wir der Überzeugung sind, daß gewisse Urrechte des Menschen keinem, wer immer es sei, versagt werden dürfen. Wir müssen uns klar darüber bleiben, daß ein Versagen solcher Rechte oder gar ein grausames Vorgehen gegen unsere Mitmenschen ein Unrecht am fremden, aber auch am eigenen Volke sind. Wenn einmal, so gilt hier der Satz: „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“

Meine lieben Diözesanen! Metanoite! — Denket um! So rufe ich euch zu. Kein Irrtum, der sich in der Welt breit macht, bleibt ganz ohne Einfluß selbst auf treue Kinder der Kirche, auf solche, die wahre Jünger Jesu sein wollen. Halten wir daran fest, daß Jedem sein Recht gegeben werden muß. Halten wir daran fest, daß dieses Recht Alle schützt, die keiner persönlichen Schuld zu zeihen sind. Und halten wir weiter noch daran fest, daß dieses Recht allgemein und für Alle gilt. Wir wollen im persönlichen Leben nie etwas beanspruchen, worauf wir kein Recht haben, nie etwas verweigern, was einem Anderen zusteht. Wir wollen den Geist der Redlichkeit, der Gerechtigkeit in uns pflegen. — Bedenken wir immer, daß, wenn wir fremdes Recht achten, wir damit Gottes Herrscherrecht anerkennen und bekennen.“

4. „Jüd! Jüd!“

Eine Kindheitserinnerung von Klara Maria Faßbinder.

Manchmal hat man mich während der Nazizeit gefragt, warum ich mich eigentlich so für die Juden einsetze. Ich müsse doch merken, wie mir das nur Unannehmlichkeiten eintrage usw.

Das stimmte. Diese Judenfreundlichkeit hat mir zweimal die Stelle gekostet, von kleineren Übeln

zu schweigen. Aber es wäre mir wie Verrat am geliebten Toten erschienen, hätte ich anders handeln wollen. Verrat am Andenken meines lieben Vaters. Und das ging so zu:

Ich war neun oder zehn Jahre alt und besuchte die „Höhere Töcherschule“ der kleinen rheinischen

Stadt, in die mein Vater vor ein paar Jahren von der Mosel her versetzt war. Der breite mosellanische Tonfall hatte sich noch nicht verflüchtigt. Als Kind eines kinderreichen mittleren Beamten war ich bescheiden gekleidet im Vergleich zu meinen Mitschülerinnen. Vielleicht war es auch ein unverzeihlicher Verstoß gegen die überkommene Hierarchie, daß ich von der Volksschule aus gleich in die folgende Klasse gestiegen und in der ersten Woche „Zweite“ geworden war. (Zur Ersten habe ich es nie gebracht, da ich vorsagte!).

Kurz — ich stand abseits der Klasse und empfand das bitter. Warum konnte ich nicht wie die anderen sein? Warum hatte ich keine „Freundin“, mit der man per Arm durch die Straßen zog?

In der Volksschule hatte ich eine gehabt, während des einen Jahres, das ich sie besuchte. Es war die Tochter des Tierarztes, Hedwig Levy. Wie der Name sagt, eine Jüdin.

Ich sehe sie noch vor mir mit dem rötlichen Gelock, den feinen Gesichtszügen und den schönen braunen Augen. Wir waren abwechselnd die Erste und Zweite. Hedwig öfter Erste als ich, denn sie war viel ruhiger. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, lag eine geheime Trauer über ihrem Wesen. Aber das habe ich damals noch nicht erfaßt.

Jeden Tag zogen wir nach der Schule zusammen nach Haus. Denn wir hatten bis zu Hedwigs Großvater, dem alten Fröhlich, den gleichen Nachhauseweg. Jeden Tag kehrten wir dort ein. Ein Teller herrlicher Griessuppe erwartete uns mit so viel Korinthen! Oder ein „Armer Ritter“ aus eingeweichtem Zwieback mit viel Zucker. Aber ich darf doch ehrlich sagen, daß mir diese Dinge zwar hoch erfreulich waren, aber doch nur Zugabe zu dem angenehmen Verkehr mit der einzigen — die ich in der Klasse irgendwie als zu mir gehörig empfand.

Das wurde anders, als ich zur Klosterschule kam, die keine Judenkinder aufnahm. Hedwig fuhr in die benachbarte Großstadt. Da wir eigentlich nie zu Kindern auf Besuch gingen — schon allein, weil bei dem vielen Kranksein meiner Mutter Gegenbesuche der Kinder nicht möglich gewesen wären — schief die Freundschaft ein.

Und dann geschah das Schreckliche: eines Tages sah ich Hedwig mit einem anderen Judenkind vor mir dahin gehen. Ich war nicht allein, sondern eine Reihe von Mitschülerinnen bei mir. Darunter diejenigen, die mir das Leben besonders sauer machten. „Komm“, sagte die lange Johanna, „wir laufen jetzt hinter denen her und rufen: Jüd! Jüd!“ — und zu mir gewendet: „Tust du mit?“ Mittun! Ach, wann hatte man mich das gefragt? Ich hatte wohl das Gefühl, daß es nicht recht sei. Aber das wurde übertäubt von dem Verlangen, einmal dabei zu sein, einmal nicht abseits zu stehen! (Wenn ich daran denke — werde ich mitleidiger mit allen, die einmal einer Fahne ohne Überzeugung nachgelaufen sind!).

Ich lief also ein paar Schritte mit und rief: „Jüd! Jüd!“ — Hedwig drehte sich um. Sie sah mich an. Mit einem langen Blick von oben bis unten. Es war ein merkwürdiger Blick. Als wenn sie durch mich hindurch sähe. Ich blieb wie angewurzelt stehen. Einen Augenblick standen wir so Auge in Auge. Dann drehte sie sich um und ging mit ihrer Gefährtin weiter, mit einer ganz ruhigen Stimme sprechend, als ob nichts gewesen sei.

Vielleicht ist es dem Petrus ähnlich zumute gewesen (toutes les distances gardées!). Ein Kloß saß

mir in der Kehle: Ich schlich nach Haus. Was aus meinen Schulkameraden geworden war, ist mir nicht mehr erinnerlich. Ich habe in der Erinnerung nur das Gefühl — vollkommen allein gewesen zu sein, wie einer mit einer ansteckenden Krankheit, etwas, das die Menschen meiden.

Zu Haus war ich den ganzen Tag über ungewöhnlich ruhig. Niemand sagte ein Wort: Natürlich. Es wußte ja niemand etwas davon, daß die Straße abgelegen war und uns wohl niemand gesehen hatte. Aber ich wartete den ganzen Tag darauf, daß irgendwie der Blitz einschläge. Jetzt! Jetzt!

Aber es geschah nichts.

Nach dem Abendbrot saß ich allein mit meinem Vater im Wohnzimmer. Etwas Ungewöhnliches. Vielleicht hatte er das mit Absicht herbeigeführt, scheint mir beim Zurückdenken.

Vater las die Zeitung, unbeweglich, ohne ein Wort zu sagen. Mir wurde immer unheimlicher. Jetzt! Jetzt!

Auf einmal ließ er die Zeitung sinken! Jetzt!!!

Aber statt dessen sagte er in ganz ungezwungenem Ton: „Sag, ist es wahr, daß Du ‚Weiße Schwester‘ werden willst?“ Noch spüre ich das unsägliche Gefühl der Erleichterung. Er wußte also nichts! „Ja, das ist wahr!“, sprudelte ich hervor, „und der Franz (mein Lieblingsbruder) wird ‚Weißer Vater‘ und wir gehen zusammen nach Afrika und wir bekehren die Heiden und wir...“ Da unterbrach mich der Vater. Noch immer in derselben — fast gleichgültigen Weise: „So! — ihr wollt die Heiden bekehren? Das ist ja sehr gut. Und wie macht ihr das denn?“ Die Frage hatte ich nicht erwartet. Über die Methoden der Heidenbekehrung hatte ich nicht nachgedacht. Nur den fulminanten Enderfolg des endlich bekehrten Schwarzen Erdteils deutlich vor mir gesehen. Etwas zögernd fing ich an: „Ja, wir...“ Ich brauchte nicht weiter zu überlegen. Plötzlich stand etwas in Vaters Gesicht, das mir das Wort auf den Lippen erstarren machte. Etwas Richterliches, Unerbittliches. „So, du willst die Heiden bekehren? Wie meinst du, daß die Missionare das tun? Meinst du, sie liefen hinter den Heiden her und riefen ‚Heid! Heid!‘“ — Jetzt war der Schlag gefallen! und gerade, als ich dachte, er fiel überhaupt nicht! „Nun!“, kam es streng, als ich schwieg. „Nein!“, sagte ich ganz leise. Aber es war noch nicht zu Ende. „Du hast ja sehr gut in Religion gehabt. Weißt du nicht, daß unser Heiland dem Fleische nach ein Jude war? Daß du die Glieder Seines Volkes angreifst, wenn du etwas gegen Juden tust?“ Ich sank noch tiefer in mein Schuldgefühl hinab. Daran hatte ich freilich garnicht gedacht! Aber es war ja ganz richtig! „Und zudem hast du doch in der Volksschule mit der Hedwig verkehrt! Du bist oft bei den Großeltern gewesen und hast dort viele Freundlichkeit empfangen!“ Auch darauf konnte ich nichts erwidern. Der Vater zog einen Brief aus der Tasche und las ihn mir vor. Es war ein kurzer Brief von Hedwigs Großvater, dem ehrwürdigen, alten Mann, der mir immer eine wirkliche Ehrfurcht eingeflößt hatte. Den alten Eleazar, der als neunzigjähriger Greis für seine Überzeugung, um nicht ein schlechtes Beispiel zu geben, in den Tod ging, hatte ich mir immer so vorgestellt. Er schrieb ganz ruhig, erwähnte nichts von den „Freundlichkeiten“ mir gegenüber. Nur, daß ein solches Verhalten sicher nicht im Sinne meines Vaters sei: Er traf sich übrigens einmal in der Woche beim Biertisch mit ihm.

Nach dem Lesen faltete der Vater den Brief zu-

sammen: „Morgen gehst du zu Herrn Fröhlich und bittest Hedwig um Verzeihung und ihren Großvater auch.“ Es gab noch eine Tracht Prügel, die ich überflüssig fand. Sie schien mir in gar keinem Verhältnis zur Schwärze meiner Tat zu stehen. Wie ein Judas kam ich mir vor. Die Unterredung am folgenden Tage in dem gastlichen Haus ist mir ebenfalls unvergeßlich geblieben. Nur Güte und Milde von seiten der Großeltern, würdige Zurückhaltung. Hedwig sprach kein Wort. Sie gab mir zum Schluß stumm die Hand. Heute frage ich mich, ob sie es nicht nur den Großeltern zuliebe getan hat? —

Ich kann nicht sagen, daß ich mich sehr erleichtert gefühlt habe. Erst als ich einige Wochen darauf eine etwas altersschwach gewordene alte Jüdin (die

Mutter eines ziemlich greulichen Viehhändlers), die immer von Hause lief, durch die ganze Stadt bis in ihre Wohnung zurückgeführt hatte — es dauerte fast drei Stunden und allmählich hatte ich die ganze Gassenjugend an meinen Fersen, die sich aber merkwürdig still verhielt — hatte ich einigermaßen mein Gewissen beruhigt..

Aber die Lehre — die mir mein Vater erteilt hatte, prägte sich mir unauslöschlich ein. Nie habe ich vergessen — daß unser Herr und Heiland ein Jude nach Fleische nach war und daß wir in jedem Sein Bild zu ehren haben. Nie mehr bin ich einem Haufen nachgelaufen, um nicht allein zu sein. — Das kleine Geschehen hat meinem Leben für immer eine Richtung gegeben.

(Aus der Weihnachts-Sondernummer 1949 der Mitteilungen der Weltbewegung der Mütter „Die Rose“.)

5. Altchristlich-jüdisches Gegenüber in neuem Licht

(Ein Buch-Bericht)

Wer von den heute landläufigen Darstellungen der Kirchengeschichte (beider Konfessionen) Antwort auf die Frage erwartet, wie sich seit der Zerstörung Jerusalems durch Titus im Jahre 70 die Beziehungen zwischen Christen und Juden entwickelt haben, der wird meist bitter enttäuscht werden. Zusammenhängende Betrachtungen darüber finden sich so gut wie nirgends; man muß sich einschlägige Einzelbemerkungen mühsam zusammensuchen; etwa da, wo von judaisierenden Christen, wo von Juden als Verfolgungsanstiftern, wo später von christlichen Gewaltakten gegen Synagogen wie gegen Heidentempel die Rede ist.

Inzwischen sind aber führende Forscher wie *Erik Peterson* zu der Überzeugung gelangt, daß man nicht etwa nur das Neue Testament, sondern auch noch die gesamte Früh- und Hochpatristik, Lehre und Leben der Väterzeit bis ins fünfte Jahrhundert, überhaupt nicht wirklich verstehen kann, wenn man das gleichzeitige Weiterexistieren starker zwischen Talmud-Judentum und Christentum in der Mitte stehender jüdischer Geistesströmungen einerseits und stark jüdisch beeinflusster christlicher Tendenzen, vor allem unter den aramäisch sprechenden Syrern, auf der anderen Seite ignoriert. Leicht zugespitzt wird man sagen dürfen, daß mehrere Jahrhunderte hindurch christliche Ortho-doxie (also: rechte Lehre) und jüdische Orthopraxie (also: rechtes Leben gemäß Gottes Geheiß) keineswegs miteinander unvereinbar schienen und erst die Fixierung des christlichen Dogmas in der Sprache griechischer Philosophie etwa seit dem Konzil von Chalcedon 451 und die des jüdischen Gesetzesverständnisses in der talmudischen Kasuistik etwa gleichzeitig die für anderthalb Jahrtausende seitdem endgültige Scheidung der miteinander zerfallenen beiden Gottesvölker besiegelt hat, von der wir noch nicht wissen, wann und wie, nur — im Glauben! — daß sie aufgehoben werden wird von dem Gotte Selbst, Den beide anbeten.

Angesichts dessen ist es überaus verdienstlich, daß ein französischer Forscher, *Marcel Simon*, eine ausführliche „Studie über die Beziehungen zwischen Christen und Juden im römischen Reich (135—425)“ unter dem Titel „VERUS ISRAEL“ vorgelegt hat (Paris 1948, E. de Boccard, 475 Seiten), von deren Ergebnissen wir wegen ihrer grundsätzlichen Bedeutung etwas eingehender berichten wollen, als es sonst hier üblich ist.

Der erste von den weitverbreiteten Irrtümern, die Simon widerlegt, ist die Meinung, schon seit den drei großen militärischen Niederlagen im Titus-, im Trajans- und im Hadrianskrieg (70, 117 und 135 nach Christo) habe sich „das Judentum“ sofort talmudisch abgekapselt, die Brücken zum Hellenismus rigoros abgebrochen, womöglich gar auf den in der Apostelzeit so eifrig betriebenen Proselytismus (Matth. 23, 15) fast oder völlig verzichtet. Von alledem kann keine Rede sein. Nicht nur haben die Juden bis über die Mitte des ersten Jahrtausends hinaus auf die Gewinnung „gottesfürchtiger Heiden“ zum wenigsten für die Einhaltung der „noachidischen Gebote“ (Gen. 9, 4; vgl. Apg. 15, 29!) größten Wert gelegt und nur sehr zögernd unter dem kombinierten Druck äußerer Verbote, wachsender Erfolglosigkeit und „orthodoxer“ Erstarrung in den eigenen Reihen darauf verzichtet. (Wogegen heute ihre lebendigsten Vertreter energisch opponieren; vgl. Rb. Nr. 5/6, S. 19!).

Mit jenem ersten Irrtum aber fällt automatisch auch die Meinung, es hätte seit der Mitte des 2. Jahrhunderts keine eigentliche Diskussion zwischen Christen und Juden mehr gegeben; die verschiedenen christlichen Schriften „Adversus Judaeos“ seien sozusagen nur fiktiv adressiert, was in allem Ernste ein so umfassender Kenner wie Harnack noch behauptete. Simon weist demgegenüber nach, besonders etwa aus Johannes Chrysostomus' antiochenischen Predigten gegen die Juden, daß vielmehr eine höchst intensive Auseinandersetzung zwischen den beiden Religionsgemeinschaften stattgefunden hat. Zum Teil sprachen noch damals christliche Lehrer von unbestrittener „Rechtgläubigkeit“ bei der Darlegung ihres Glaubens geradezu eine „jüdische“ Sprache, etwa der in Persien lebende Syrer Aphraates im 4. Jahrhundert, wo er Christi Gottessohnschaft mit lauter Argumenten im Stil von Joh. 11,34 ff. verteidigt, d. h. ohne jeden Rückgriff auf die methaphysische Spekulation seiner griechischen Zeitgenossen spricht (p. 193). Andererseits ist es in der von Bousset als jüdisch nachgewiesenen Gebetssammlung des 7. Buchs der sog. „Apostolischen Konstitutionen“ möglich, daß Abrahams „Glaube“ gerühmt wird, der sich zur „Erkenntnis“ (Gnosis) entfaltet, — als spräche Paulus selbst! Nicht nur vierzig Jahre zwischen 30 und 70, allenfalls 100 Jahre bis zu Bar Kochba, nein, vierhundert Jahre blieben Kirche und Synagoge im